«Russland von ferne oder aus der Nähe ansehen ist immer noch zweierlei»

Das Zarenreich 1906 bis 1907 in den Briefen des Schweizer Hauslehrers Alfred Gysin

Frithjof Benjamin Schenk (Hg.)

Christoph Merian Verlag

Inhalt

6
Frithjof Benjamin Schenk
«Also wegen der Revolution braucht Ihr nicht so Angst zu haben …»
Zur Einführung

19
Briefe

113
Essays

114
Jael Sigrist
Alfred Gysin und seine Familie – eine biografische Skizze

128
Marcel Zimmermann
Ein Land im Umbruch: Russland um 1906

134
Claire Schneemann
Die Berichterstattung über Russland in der Schweizer Presse 1905/06

140
Lena Mina Friedrich
Von Auswanderern, Briefen und Diplomaten
Verbindungen zwischen der Schweiz und Russland zu Beginn des 20. Jahrhunderts

148
Sara Jevtić
Schweizer Erzieherinnen und Erzieher im Zarenreich

152
Oliver Sterchi
Alkoholismus und Abstinenzbewegungen in der Schweiz und Russland um 1900

160
Oriana Fasciati, Jonas Hinck
Eine kurze Geschichte des Donbass im späten 19. und frühen 20. Jahrhundert

170
Jorian Pawlowsky
Westliche Unternehmer, ukrainische Bauern, russische Arbeiter und jüdische Händler
Ethnische und konfessionelle Vielfalt im Donbass um 1900

178
Maria Stikhina
Die Firma Solvay und ihr Engagement in Russland um 1900

184
Luca Thoma
Mikrokosmos Fabriksiedlung
Unternehmer und Werkstädte im Zarenreich um 1900

190
Magdalena Polivka
Sprache, Kultur und nationale Identität in der Ukraine im 19. und frühen 20. Jahrhundert

198
Cristina Münch
‹Das Eigene im Bild vom Anderen›
Traditionslinien westlicher Russlandwahrnehmung

204
Anne Hasselmann
Objektgeschichte als Verflechtungsgeschichte
Spuren der Russlandschweizerinnen und Russlandschweizer

210
Hanspeter Gysin
Erinnerungen an Alfred, Opapa

215
Anhang

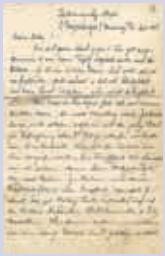
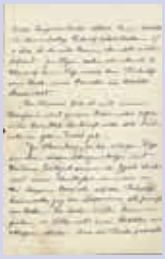
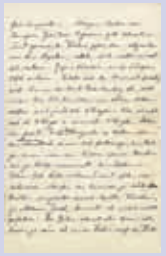
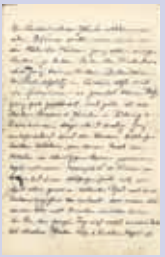
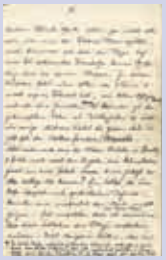
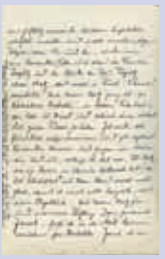
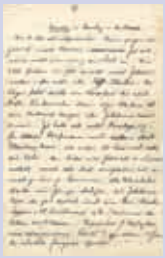
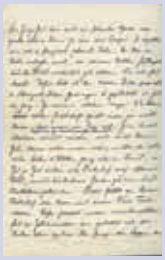
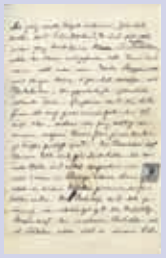
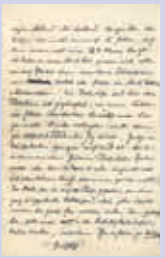
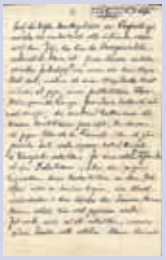
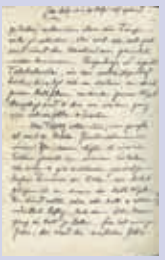
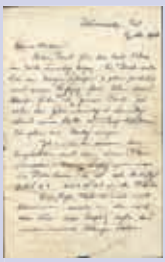
216
Meret Alexa Draeyer, Melina Schellenberg
Editorische Notiz zu den Briefen von Alfred Gysin

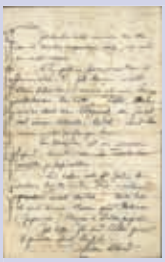
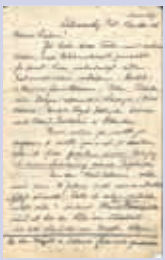
219
Dank

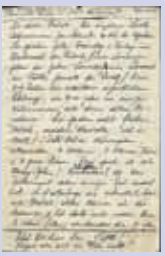
220
Autorinnen und Autoren

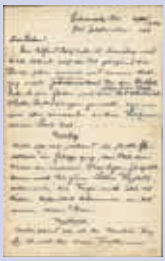
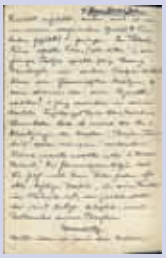
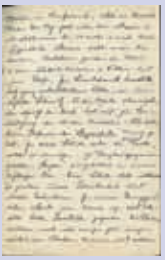
223
Literatur

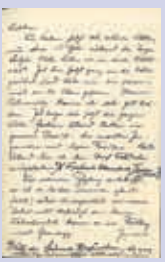
227
Abbildungen

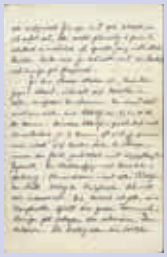
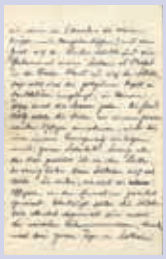














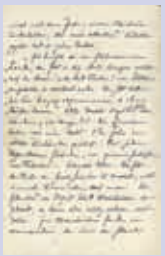



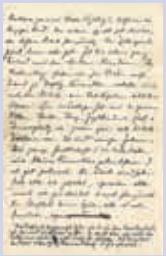


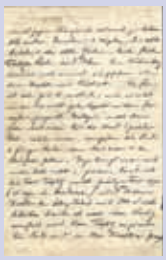
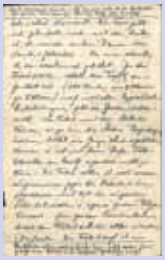
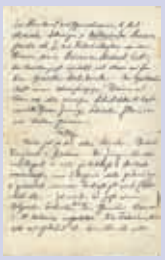
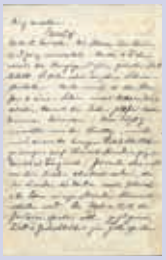




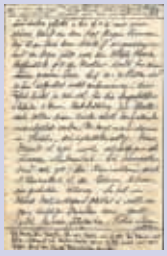
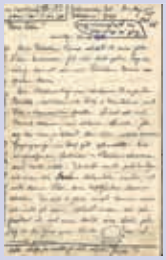


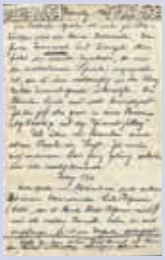



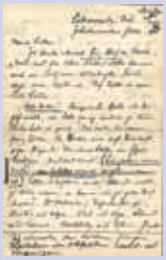
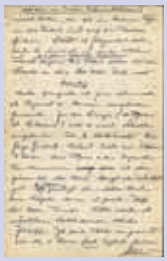


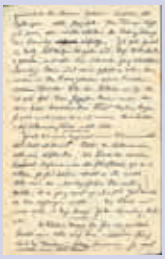
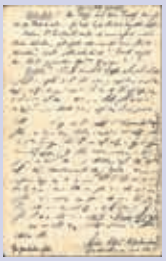
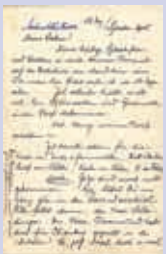
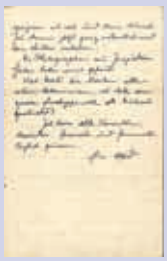
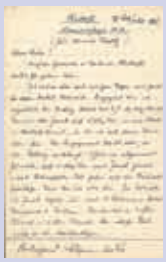


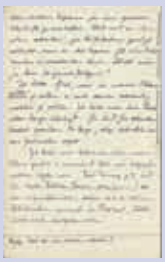
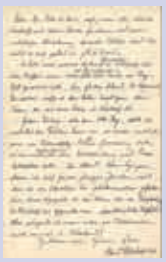
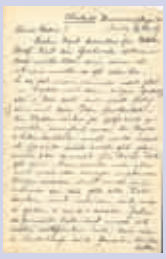







Frithjof Benjamin Schenk

«Also wegen der Revolution braucht Ihr nicht so Angst zu haben …»[1]

Zur Einführung

Im September 1906 findet im Zug von Warschau nach Jekaterinoslaw (heute das ukrainische Dnipro) in einem Coupé zweiter Klasse eine illustre Reisegesellschaft zusammen. Ein russischer Kaufmann mit einem eindrucksvollen Vollbart zerteilt mit blossen Händen ein gebratenes Hühnchen, reicht es seinen Mitreisenden und schwärmt dabei von seiner Heimatstadt Baku am Kaspischen Meer. Während am Abteilfenster Wälder, Moore und Steppen vorbeiziehen, macht der Geschäftsmann Bekanntschaft mit einem katholischen Pfarrer aus Polen, einem jungen Studenten aus Jekaterinoslaw, einem Oberstleutnant a. D. der Don-Kosaken und einem lebenslustigen jungen Mann, der des Russischen nicht mächtig ist und ein fremdartiges Saiteninstrument mit sich führt. Glücklicherweise sprechen der Geistliche und der Don-Kosake Französisch und der Student Deutsch, sodass die fünf Männer bald in ein lebhaftes Gespräch vertieft sind. Woher er komme, wird der junge Musiker gefragt, wohin ihn seine Reise führe und ob er seinen Mitreisenden nicht auf der Zither vorspielen könne. Begleitet vom Tack-tack des behäbig rollenden Zuges ist das Abteil bald erfüllt vom Klang fremder Lieder und dem Jodel-Gesang eines jungen Mannes, der losgezogen war, um in Russland sein Glück zu suchen.

Der Passagier, der seine Mitreisenden im Zugabteil mit «Schweizerliedchen» unterhielt, war der dreiundzwanzigjährige Liestaler Alfred Gysin (1883–1964).[2] Der junge Schweizer war auf dem Weg in den Donbass, eine boomende Industrieregion im Südwesten des damaligen Zarenreiches, um dort eine Stelle als Hauslehrer anzutreten. Gysin, der kurz zuvor sein Studium der Naturwissenschaften an der Universität Basel abgeschlossen hatte, wollte sich sein eigenes Geld im fernen Russland verdienen. Sein Arbeitgeber Zygmunt Toeplitz (1864–1934), Direktor einer grossen Soda-Fabrik des belgischen Solvay-Konzerns in der Nähe der Stadt Lissitschansk, engagierte ihn als Erzieher seines zwölfjährigen Sohnes Jan (1894–), dem Gysin Deutsch,

Alfred Gysin (vorne rechts) mit seinen Eltern und seinen vier Geschwistern. Fotografie aus dem Jahr 1906

Französisch und Zeichnen beibringen sollte. Schweizer Lehrer und Erzieherinnen genossen damals in Russland einen exzellenten Ruf.[3] Auch die Kinder des Zaren Nikolaus II. (auf dem Thron 1894–1917) wurden von einem Schweizer, dem Waadtländer Pierre Gilliard (1879–1962), unterrichtet. Wenn auch die hohe Zeit der Schweizer Russlandauswanderung bereits in der Vergangenheit lag, arbeiteten Anfang des 20. Jahrhunderts noch immer über 20 000 Schweizerinnen und Schweizer im Zarenreich, meist in Berufen, die ein Studium oder eine praktische Ausbildung voraussetzten.[4] Mit seinem Vorhaben, als Lehrer in Russland zu arbeiten, war Gysin also in guter Gesellschaft.

Welche Gründe Alfred Gysin 1906 motivierten, eine Stelle im Zarenreich anzutreten, wissen wir nicht. Seinen Eltern schrieb er, dass man als Lehrer in Russland mehr Geld verdiene und das Leben dort billiger sei als in der Schweiz. Gleichzeitig trieben den jungen Mann vermutlich Neugier und Abenteuerlust in die Ferne. Als sich Gysin im September 1906 auf die Reise gen Osten machte, waren in Russland noch die Nachwehen der Revolution von 1905/06 zu spüren.[5] Im Oktober 1905 hatte der Zar seinen Untertanen zwar die Wahl einer demokratisch gewählten Volksvertretung (Duma) versprochen und die Reste der Revolte gewaltsam unterdrücken lassen. Aber im Sommer 1906 war das russische Militär in den Städten des Reiches noch immer omnipräsent, und Anschläge auf zarische Beamte hielten die Sicher-

heitskräfte nach wie vor in Atem. Da auch die Schweizer Presse ausführlich über die politische Lage im Zarenreich informierte,[6] dürfte Gysin geahnt haben, auf was für ein Abenteuer er sich mit seiner Russlandreise einliess.

Wie lange Gysin in Russland bleiben wollte und ob er sich gar mit dem Gedanken trug, wie andere Schweizer ganz ins Zarenreich auszuwandern, können wir nicht mit Bestimmtheit sagen. Sein Arbeitsvertrag als Hauslehrer bei der Familie Toeplitz war zunächst auf ein halbes Jahr befristet. Tatsächlich musste sich der junge Liestaler bereits im März 1907 nach einer neuen Stelle umsehen, da sein Zögling zu diesem Zeitpunkt an eine russische Privatschule in Charkow geschickt wurde. Eine schnelle Rückkehr in die Schweiz kam für Gysin jedoch nicht infrage. Beherzt machte er sich auf die Suche nach neuer Arbeit in Russland, gab privat Sprachunterricht, verdiente sich ein Zubrot als Pianist in Stummfilm-Kinos und träumte gar von einer Karriere als Gutsverwalter in den fruchtbaren Steppen im Süden des Zarenreiches. Seine Bewerbungen auf Stellenanzeigen in russischen Zeitungen blieben aber ergebnislos. Als ihm schliesslich im Sommer 1907 die Leitung des Fabrikorchesters in der Solvay-Fabrik von Zygmunt Toeplitz angetragen wurde, kam dieses Angebot zu spät: Zu diesem Zeitpunkt hatte er seine Rückreise in die Schweiz schon gebucht. Am 9./22. August 1907 befand er sich bereits an Bord des Dampfers ‹Russia› auf dem Weg von Odessa nach Konstantinopel und fuhr von dort weiter nach Marseille. Am 2. September 1907, fast genau ein Jahr nach seinem Aufbruch in die Ferne, kehrte er in den Kreis seiner Familie nach Liestal zurück.

Briefe in die Heimat

Während seines Aufenthaltes im Donbass schrieb Alfred Gysin regelmässig Briefe an die Eltern und Geschwister in Liestal. Einerseits wollte er seine Familie mit aktuellen Berichten über sein neues Leben auf dem Laufenden halten. Gleichzeitig bemühte er sich, deren Sorgen um sein Wohlergehen im ‹wilden Osten› zu zerstreuen. «Wegen der Revolution braucht Ihr keine Angst zu haben. Hier herum ist alles ganz ruhig»,[7] versicherte er in seinen Schreiben immer wieder. Seine Familie ahnte vermutlich, dass es sich dabei nur um die halbe Wahrheit handelte. Warum, so mögen sich seine Eltern gefragt haben, bemühte sich ihr Sohn denn sonst beim Gouverneur von Jekaterinoslaw um eine Lizenz zum Kauf eines Revolvers, und was hatte es mit den

Bombenexplosionen in den Strassen von Charkow auf sich, die er in seinem Brief vom 28. Februar / 13. März 1907 erwähnte?

Lange Jahre lagerten die Briefe, die Alfred Gysin während seines Russlandaufenthaltes an seine Familie geschickt hatte, in einem Couvert im Privatarchiv der Familie Gysin. Dank der Vermittlung durch seinen Enkel Hanspeter Gysin gelangte das faszinierende Quellenkorpus 2017 an die Professur für Osteuropäische Geschichte der Universität Basel. Schnell entstand der Plan, diese einmaligen Selbstzeugnisse zum Gegenstand einer Lehrveranstaltung für Studierende der Geschichte und der Osteuropastudien zu machen. Im Frühjahrsemester 2018 erhielten sechzehn Studierende die Gelegenheit, unter der Leitung von F. Benjamin Schenk, Angela Boller und Anne Hasselmann eine Abschrift von Gysins Russlandbriefen aus den Jahren 1906/07 zu studieren und sich in den historischen Kontext seines Aufenthaltes im Zarenreich einzuarbeiten. Die Studierenden wurden eingeladen, auf der Grundlage der Quellenlektüre selbstständig Themen für Essays zu bestimmen, die Gysins Russlandbriefe historisch einordnen sollten. Gleichzeitig wurde der Plan gefasst, die handschriftlichen Dokumente wissenschaftlich zu transkribieren und für eine Quellenedition vorzubereiten.[8] Das Ergebnis dieser Arbeit dokumentieren wir in diesem Buch.

Worin liegt der Wert von Alfred Gysins Russlandbriefen? Welche historischen Fragen lassen sich mit ihrer Hilfe beleuchten? Ähnlich wie ‹klassische› Reiseberichte geben Gysins Briefe aus Russland Aufschluss über drei unterschiedliche Themenkomplexe:[9] Zum einen erfahren wir einiges über den Verfasser, über seine Wertvorstellungen, seine Wünsche, Pläne und Träume und über sein Bild von sich und der Welt. Zum anderen geben die Briefe Einblick in die konkrete Reise und die Hintergründe von Gysins Russlandaufenthalt sowie in die Organisation von Reisen und Kommunikation in Europa im frühen 20. Jahrhundert. Und nicht zuletzt lassen sich mithilfe dieser Quellen die historischen Entwicklungen in Russland respektive der Ukraine in den Jahren 1906–1907 beleuchten und beispielsweise nach der Sozialstruktur und dem Leben im Mikrokosmos einer Fabriksiedlung im Donbass in den Jahren nach der ersten Russischen Revolution fragen.

Ein Liestaler auf Reisen

Der dreiundzwanzigjährige Alfred Gysin war ein weltoffener, kontaktfreudiger und lebenslustiger Mensch, ein junger Mann auf der Suche nach seinem Platz in der Welt, heimatverbunden und gleichzeitig voller Neugier auf das Leben in der Fremde. Nach Russland reiste er mit dem «Baselbieterfähnli im Knopfloch».[10] Er freute sich, im Donbass auf Landsleute zu treffen und mit diesen Schweizerdeutsch zu sprechen. Wurde er in Russland auf Kostümbälle eingeladen, verkleidete er sich – vielleicht mit einem Augenzwinkern – als «schweizerischer Müller mit einer Zipfelmütze» oder als «Schweizer Bergführer».[11] Freudig berichtete er seiner Familie, dass Schweizer in Russland beliebter seien als Deutsche. Dies galt insbesondere für in Russland lebende Polen, mit denen er viel Kontakt hatte, da die Frau von Zygmunt Toeplitz, Amelia (Dorota) (geb. Hertz, 1871–1907), Polin war und im Haushalt des Fabrikdirektors einige ihrer Landsleute arbeiteten.

Trotz seiner Heimatverbundenheit stand Gysin den Verhältnissen in der Schweiz durchaus kritisch gegenüber. Fasziniert von der Aufbruchsstimmung im nachrevolutionären Russland klagte er seinen Eltern, dass er den «Wunsch nach besseren Zuständen» in der Schweiz vermisse.[12] Als überzeugter Abstinenzler und Mitglied der Studentenverbindung Libertas rieb sich Alfred Gysin nicht zuletzt am exzessiven Alkoholkonsum in der Eidgenossenschaft. Überraschenderweise führten ihm die Trinkgewohnheiten in Russland vor Augen, «wie elend das schweizerische Volk (Mannevolk) am Versumpfen ist an dem leidigen Biertisch».[13] Mit Freude nahm Gysin zur Kenntnis, dass die Moralvorstellungen in Russland nicht so rigide waren wie in seiner protestantisch geprägten Heimat: «Einerseits ist der Verkehr der beiden Geschlechter viel ungezwungener, und ich darf mit einem Fräulein spazieren gehen, ohne dass die Leute die Hälse strecken und wissen wollen, wann Verlobung sei und Hochzeit», berichtete er begeistert an seine «Lieben».[14] Ohne Scheu schrieb er seinen Eltern, dass er sich noch in der Schweiz ‹Die sexuelle Frage› von Auguste Forel – ein Aufklärungsbuch ‹für Gebildete› – zugelegt habe.[15] Dagegen hielt er sich in seinen Briefen relativ bedeckt, was seine konkreten Begegnungen mit dem anderen Geschlecht in Russland anging. Andeutungen in seinem Tagebuch legen den Schluss nahe, dass der tanzfreudige Liestaler kein Kind von Traurigkeit war.[16] Wie kann es da überraschen, dass Alfred zögerte, dem Drängen seines Vaters zu folgen, bald nach Hause zu kommen und einen bodenständigen

Beruf zu ergreifen? Auf eine entsprechende Aufforderung erwiderte er am 25. Februar / 10. März 1907: «Ich kann nicht recht begreifen, warum Ihr mich schon so bald wieder in der Schweiz haben wollt.»[17]

Alfred Gysin fuhr 1906 nicht nur zum Gelderwerb nach Russland. Mit offenen Augen und Ohren wollte er das ihm unbekannte Land entdecken.[18] Im Donbass angekommen, beschloss er Russisch zu lernen. Bald unterzeichnete er seine Briefe auf landesübliche Art mit Name und Vatersname (‹Alfred Alfredowitsch›), liess sich einen Bart wachsen, kaufte sich «kleinrussische Hemden»[19] und einen Holzlöffel, den er wie die lokalen Arbeiter in den Stiefelschaft gesteckt mit sich führte. Da der junge «Sing-Gysi» – wie ihn seine Freunde nannten – nicht nur die Zither, sondern auch Klavier und Kontrabass spielte sowie singen und jodeln konnte, kam er schnell in Kontakt mit den Menschen seiner Umgebung. Im Werksorchester der Solvay-Fabrik freute man sich über die Verstärkung der Streichergruppe, im Gottesdienst der kleinen protestantischen Gemeinde übernahm er den Part des Organisten. In seinen Briefen finden sich detaillierte Schilderungen der Kultur seiner neuen Heimat, über den Besuch einer Beerdigung, eines orthodoxen Gottesdienstes und einer traditionellen Hochzeit. Russland, das «Land der Gastfreundschaft»,[20] hatte es dem Liestaler (schnell) angetan.

Verbindungen aus der Schweiz nach Russland

Die Geschichte von Alfred Gysins Russlandaufenthalt und die Schilderungen seiner Reise in seinen Briefen zeigen anschaulich, wie unkompliziert das Reisen und das Überqueren von staatlichen Grenzen in Europa vor dem Ersten Weltkrieg noch waren. Auch wenn eine Fahrt mit der Eisenbahn relativ teuer war – die Reise Gysins von Basel nach Jekaterinoslaw über Berlin und Warschau kostete einfach 134,25 Franken, was auf heutige Verhältnisse übertragen ungefähr 1500 Franken entspricht[21] –, war Russland Anfang des 20. Jahrhunderts aus der Schweiz mit der Bahn bequem erreichbar. Für den Grenzübertritt reichte ein kantonaler Reisepass, schweres Gepäck liessen Reisende separat mit der Bahn befördern, und in den Coupés zweiter Klasse fand man schnell interessante Reisegefährten. Auch das Verschicken von Post und der Geldtransfer von Russland in die Schweiz (und umgekehrt) waren unkompliziert und zuverlässig. All dies erleichterte den Austausch zwischen dem Zarenreich und der Eidgenossenschaft: einerseits die Arbeits-

Finnland
Norwegen
Jurjew (D
Schweden
Riga
Nordsee
Ostsee
Dänemark
Großbritannien
Nieder-
Lande
Berlin
Alexandrowo
Warschau
Deutsches Reich
Belgien
Eisenach
Frankfurt
Österreich
Ungarn
Basel
Glarisegg
Liestal
St. Peterzell
Frankreich
Bern
Zürich
Genf
Schweiz
Lausanne
Lyon
Bosn. u.
Herzeg.
Serbien
Avignon
Andorra
Marseille
Italien
Mazedonien
Spanien
Neapel
Mittel-
meer
0 100 200 300 400 500 km

Reiserouten von Alfred Gysin 1906/07
St. Petersburg
Iwanowo
Moskau
Russisches Reich
Charkow
Lissitschansk
Perejesdnaja
Bachmut
Donbas
Jasinowotaja
Jusowka (Donezk)
Rostow am Don
Kiew
Poltawa
Jekaterinoslaw
Podolien
Cherson
Odessa
Baku
Rumänien
Schwarzes Meer
Persien
Konstantinopel
Osmanisches Reich
Piräus
Zypern
zu Großbritannien
0
30 km
Reiserouten ...
per Eisenbahn
per Schiff
Hinreise
Rückreise
Inhalt: B. Schenk
Kartographie: S. Duttmann
Leipzig, 2020

migration qualifizierter Schweizer Fachkräfte nach Russland; andererseits die Emigration politisch Verfolgter sowie das Reisen wohlhabender russischer Touristen in die Schweiz.[22] Auch die Familie Toeplitz, bei der Alfred Gysin als Hauslehrer tätig war, reiste offenbar häufig in den Westen. Zeitweise trug sie sich sogar mit dem Gedanken, den ältesten Sohn Jan an das Landerziehungsheim Glarisegg im Kanton Thurgau zu schicken. Aus Gysins Tagebuch wissen wir schliesslich, dass Toeplitz' Frau Amelia im Juli 1907 bei einem Unfall in Grindelwald tragisch ums Leben kam.[23]

Mikrokosmos Donbass

Schnell wurde Gysin bewusst, dass der Donbass im Allgemeinen und die Siedlung rund um die Fabrik des Solvay-Konzerns im Besonderen ein ganz spezifischer Mikrokosmos war, der sich deutlich vom russischen Kernland des Zarenreiches unterschied. Durch den Aufstieg zu einer der wichtigsten Industrieregionen des Imperiums zog der Donbass im späten 19. und frühen 20. Jahrhundert Menschen unterschiedlicher Kulturen und Konfessionen aus dem In- und Ausland an.[24] Unternehmer aus dem westlichen Europa investierten in den Aufbau grosser Fabriken und warben Ingenieure und Fachkräfte aus ihren Herkunftsländern an. Da die lokale ukrainische, vorwiegend bäuerliche Bevölkerung zögerte, auf Stellen im Bergbau und der Industrie zu wechseln, zogen in grosser Zahl Arbeiter aus den zentralrussischen Gouvernements in die Region. Als Handwerker und Mittler zwischen der Welt des Dorfes und den wachsenden Städten waren Juden tätig, die aus den anderen Gebieten des ‹jüdischen Ansiedlungsrayons› in den Donbass abwanderten.[25]

Gysin war von der kulturellen Vielfalt seiner neuen Umgebung fasziniert: «Es sind hier überhaupt alle Nationalitäten vertreten: Deutsch- und Kleinrussen, Grossrussen, Polen, Tschechen, ein Belgier (reformiert), Schweizer […], Deutsche und Österreicher.»[26] Berichtenswert fand der junge Schweizer, dass sein Arbeitgeber Zygmunt Toeplitz «ursprünglich Jude» war, Religion für ihn aber keine Rolle spielte, er eine Katholikin geheiratet hatte und somit – in Gysins Augen – nicht mehr wirklich als «Jude» gelten konnte.[27] Interessiert nahm er zur Kenntnis, dass die Bevölkerung auf dem nahe gelegenen Dorf nicht Russisch, sondern «ein Gemisch von Kleinrussisch und Literatur (Moskauer) Russisch» sprach.[28] Da die Zarenregierung kurz zuvor das

Verbot des Gebrauchs der ukrainischen Sprache im öffentlichen Raum aufgehoben hatte, wurde Gysin Zeuge von Theateraufführungen in «kleinrussischer Sprache».[29] Seinen Eltern erklärte der Lehrer kenntnisreich, dass die ukrainische Sprache «zwischen dem Polnischen und Grossrussischen» stehe.[30]

Angesichts dieser kulturellen Vielfalt wurde dem neugierigen Schweizer bald bewusst, dass das von ihm erkundete Charkow und die Fabriksiedlung Tretja Rota «am wenigsten geeignet [sind] als russisches Charakteristikum». Etwas enttäuscht schlussfolgerte er: «Ich werde also keinen Begriff von Russland, sondern nur ganz lokale Eindrücke davon mitheimnehmen.»[31] Die Fabriksiedlung Tretja Rota – auch ‹Ljubimowskij Post› (nach der lokalen Poststation) oder ‹Perejesdnaja› (nach der nächsten Bahnstation) genannt – war jedoch nicht nur mit Blick auf die kulturelle Vielfalt ihrer Bewohnerinnen und Bewohner, sondern auch in anderer Hinsicht eine ganz eigene Welt. Errichtet auf der freien Steppe in der Nähe einer aus dem Boden gestampften Fabrik, boten Siedlungen wie Tretja Rota ihren rund fünftausend Einwohnerinnen und Einwohnern eine komplette Infrastruktur für die wichtigsten Lebensbedürfnisse.[32] Auf dem Gelände befanden sich von Gärten gesäumte Wohnhäuser für die Arbeiterschaft, daneben eine orthodoxe Kirche, eine Schule, ein Einkaufsladen, ein Spital, eine Bibliothek und ein Theatersaal, wo die Belegschaft Konzerte des werkseigenen Orchesters besuchen konnte.[33] Am Rande der Komplexes stand die Villa des Fabrikdirektors mit «sehr hohen und gut ventilierten zentralgeheizten» Zimmern.[34] Über Recht und Ordnung auf dem Areal wachte ein eigener Sicherheitsdienst. Über den Dächern des Dorfes schaukelten Frachtgondeln an langen Drahtseilen, die die Soda-Fabrik mit den Rohstoffen Kreide und Kalk versorgten.

In der Schweiz hatte Alfred Gysin eine solche Anlage noch nicht gesehen. Staunend stellte er fest: «Was hier für die Arbeiter getan wird, steht in keinem Vergleich zu dem bei uns daheim. Ich denke nur an die Seidenfabriken der ‹frommen› Basler!»[35] Tatsächlich waren die Arbeitsbedingungen in der Fabrik des Solvay-Konzerns für die damalige Zeit äusserst fortschrittlich und alles andere als typisch für das übrige Russland. In den 1890er-Jahren hatte Zygmunt Toeplitz die Produktion in der von ihm geleiteten Fabrik auf den Betrieb in drei Schichten von je acht Stunden umgestellt – und dies in einer Zeit, in der Arbeiter nicht nur in Russland von einer Begrenzung des Arbeitstages auf acht Stunden nur träumen konnten.[36] Vermutlich war dies auch der Grund, warum sich die Belegschaft der Solvay-Fabrik an der Revolution von 1905/06 offenbar nicht beteiligte.

Gut hundert Jahre später …

Alfred Gysins Russlandbriefe sind spannende Selbstzeugnisse, die uns einen Einblick in die Gedankenwelt eines jungen Schweizers und in das Leben in der Region des Donbass im frühen 20. Jahrhundert geben. Auch wenn sich die Antwortschreiben seiner Eltern und Geschwister leider nicht erhalten haben, lässt sich deren Inhalt aus entsprechenden Reaktionen in Gysins nachfolgenden Briefen manchmal erahnen. Häufig drehte sich die Korrespondenz zwischen Vater und Sohn um Geldfragen, mit seinem fünf Jahre jüngeren Bruder Walter, genannt ‹Walti› (1888–1971), führte er (zum Teil in schwer lesbarer Kurzschrift) ein ‹Streitgespräch› über die richtige Berufswahl, bei seiner älteren Schwester Sophie (1882–1964) erkundigte er sich nach ihrem Hochzeitsfest, das er aufgrund seines Russlandaufenthaltes verpasste. Als im April 1907 unerwartet Gysins Grossvater verstarb, teilte er mit den «leidtragenden Verwandten» in Liestal seine Erinnerungen an dessen Lebenstraum.[37] Diese Korrespondenz privaten Charakters haben wir aus der Quellenedition in Buchform herausgenommen.

Hinzugefügt haben wir vierzehn Essays, die helfen sollen, den historischen Kontext von Alfred Gysins Russlandabenteuer in den Jahren 1906/07 besser zu verstehen. Beleuchtet werden hier nicht nur seine Biografie, die Geschichte der Schweizer Russlandauswanderung, sein Engagement in der Abstinenzbewegung in Basel und die Berichterstattung über das Zarenreich in Schweizer Zeitungen im frühen 20. Jahrhundert. Daneben laden wir ein zu Streifzügen durch die Geschichte Russlands nach der Revolution von 1905/06, durch die Fabriksiedlungen sowie die kulturelle Vielfalt im Donbass und werfen einen Blick auf die Anfänge der ukrainischen Nationalbewegung und auf Traditionslinien westlicher Russlandwahrnehmung. Wenn wir damit einen kleinen Beitrag zum besseren Verständnis einer europäischen Geschichtsregion leisten können, die 2014 als Schauplatz des blutigen Krieges in der Ostukraine wieder in die Schlagzeilen kam, würde uns dies sehr freuen.

1
Brief vom 23. Juni / 6. Juli 1907. – Vor der Oktoberrevolution folgte die Zeitrechnung in Russland dem Julianischen Kalender, der dreizehn Tage von dem in Mitteleuropa gültigen Gregorianischen Kalender abweicht. Gysin datierte seine Briefe immer nach beiden Kalendern, erst nach dem Julianischen, dann nach dem Gregorianischen.

2
Zur Biografie Alfred Gysins siehe den Beitrag von Jael Sigrist in diesem Band.

3
Siehe den Beitrag von Sara Jevtić in diesem Band.

4
Zur Geschichte der Russlandschweizer siehe die Arbeit von Angela Boller und die Beiträge von Lena Mina Friedrich und Anne Hasselmann in diesem Band.

5
Vgl. dazu die Beiträge von Oriana Fasciati, Jonas Hinck und Marcel Zimmermann in diesem Band.

6
Siehe den Beitrag von Claire Schneemann in diesem Band.

7
Brief vom 25. Feb. / 10. März 1907.

8
Die professionelle Transkription verdanken wir Meret Draeyer und Melina Schellenberg. Eine erste Abschrift der Briefe haben Hanspeter Gysin und Marlène Soder erstellt.

9
Bauerkämper / Struck, Reisen als kulturelle Praxis, S. 9–30.

10
Brief vom 13./26. Sept. 1906.

11
Briefe vom 17. Feb. / 2. März 1907 bzw. 3./16. März 1907.

12
Brief vom 2./15. Juni 1907.

13
Brief vom 9./22. Apr. 1907. Zu Gysins Engagement in der Abstinenzbewegung und zu seiner Analyse der Trinkgewohnheiten in Russland vgl. Oliver Sterchis Beitrag in diesem Band.

14
Brief vom 2./15. Juni 1907.

15
Brief vom 14./27. Jan. 1907. Es handelt sich um Auguste Forel: Die sexuelle Frage. Eine naturwissenschaftliche, psychologische, hygienische und soziologische Studie für Gebildete. 4./5., verb. Aufl., München 1906.

16
Abschrift des Tagebuchs von Alfred Gysin (vermutlich von seinem Sohn Hans-Rudolf Gysin), StABL, Familienarchiv Gysin.

17
Brief vom 25. Feb. / 10. März 1907.

18
Siehe dazu insbesondere den Beitrag von Cristina Münch in diesem Band.

19
Brief vom 17./30. Apr. 1907.

20
Brief vom 29. Apr. / 12. Mai 1907.

21
Brief vom 14./27. Jan. 1907. Nach dem Konsumentenpreisindex (KPI) entspricht dieser Wert ungefähr 1598 Franken im Jahr 2009. Berechnungsgrundlage: The Swiss Historical Money Value Converter, swistoval.ch (Zugriff: 14.08.2019).

22
Goehrke, Auswandern – Einwandern – Rückwandern, S. 15–28.

23
Abschrift des Tagebuchs von Alfred Gysin, S. 24.

24
Siehe den Beitrag von Jorian Pawlowsky in diesem Band.

25
Zwischen Ende des 18. Jahrhunderts und dem Ersten Weltkrieg durften sich Juden nur in den westlichen Gouvernements des Zarenreiches niederlassen. Ausnahmen galten seit der Regentschaft Alexanders II. (1855–1881) nur für jüdische Untertanen mit einem Hochschulabschluss. Das Gouvernement Jekaterinoslaw und somit auch die Region Donbass lagen innerhalb des sog. jüdischen Ansiedlungsrayons.

26
Brief vom 7./20. Okt. 1906.

27
Brief vom 13./26. Sept. 1906.

28
Brief vom 29. Apr. / 12. Mai 1907.

29
Briefe vom 19. Mai / 1. Juni 1907 und 2./15. Juni 1907. Zur Geschichte der ukrainischen Nationalbewegung siehe den Beitrag von Magdalena Polivka in diesem Band.

30
Brief vom 2./15. Juni 1907.

31
Brief vom 21. Juli / 3. Aug. 1907.

32
Siehe den Beitrag von Luca Thoma in diesem Band.

33
Brief vom 19. Mai / 1. Juni 1907.

34
Brief vom 13./26. Sept. 1906.

35
Brief vom 19. Mai / 1. Juni 1907.

36
Bertrams / Coupain / Homburg, Solvay. History of a Multinational Family Firm, S. 107. Siehe auch den Beitrag von Maria Stikhina in diesem Band.

37
Brief vom 11./24. Apr. 1907.

5
5
1. РАЗМѢНЪ ГОСУДАРСТВЕННЫХЪ КРЕДИТНЫХЪ БИЛЕТОВЪ НА ЗОЛОТУЮ МОНЕТУ ОБЕЗПЕЧИВАЕТСЯ ВСѢМЪ ДОСТОЯНІЕМЪ ГОСУДАРСТВА. 2. ГОСУДАРСТВЕННЫЕ КРЕДИТНЫЕ БИЛЕТЫ ИМѢЮТЪ ХОЖДЕНІЕ ВО ВСЕЙ ИМПЕРІИ НАРАВНѢ СЪ ЗОЛОТОЮ МОНЕТОЮ. 3. ЗА ПОДДѢЛКУ КРЕДИТНЫХЪ БИЛЕТОВЪ ВИНОВНЫЕ ПОДВЕРГАЮТСЯ ЛИШЕНІЮ ВСѢХЪ ПРАВЪ СОСТОЯНІЯ И ССЫЛКѢ ВЪ НАТОРЖНУЮ РАБОТУ
5
ПЯТЬ РУБЛЕЙ
5

Briefe

Donnerstag, 13./26. Sept. 1906[1]
Ljubimowskij-Post (Perejesdnaja)

Meine Lieben!
Wir sind gestern Abend gegen 6 hier gut angekommen und von Herrn Toeplitz abgeholt worden mit der Kutsche. Er ist ein ruhiger Mann und sieht aus wie ein Engländer, glatt rasiert.

Reise: Von Basel bis Frankfurt fuhr ich mit einem deutschen Herrn, der nach Hamburg reiste. Ich konnte lange nicht schlafen, trotzdem mir die ganze Bank zur Verfügung stand. Zuletzt schliefen wir beide ein, ohne Verdacht, dass sich der Andere an ihm vergreifen werde. Von Frankfurt bis Eisenach war ich alleine, dann kam Platzmangel bis nach Berlin. In Berlin, mit dem Baselbieterfähnli im Knopfloch (das erste Geschenk, das ich Hanny Linder verdanke), traf ich die beiden Vaganten Rudi Bernoulli und Lix Moesellin.[2] Bei diesen daheim machten wir ein wenig Musik und jodelten so stark, bis die Magd das Fenster schloss. Dann besuchten wir das mächtige Verkaufslokal (Wertheim?) … Im Regen sahen wir abends 7 Uhr auf dem Wege nach dem Bahnhof vom Dache eines Omnibusses ein belebtes Strassenbild.

Bis Warschau fuhr ich mit einem Franzosen und einem Russen, welch letzterer mir freundlichst Auskunft über alles Wissenswerte in gutem Deutsch gab. In Alexandrowo,[3] wo die rührigen Träger in ihren weissen Schürzen und Mützen und blauem Leibgurt einem das Gepäck abnehmen mit einer Schnelligkeit, wie man sie bei unserem Personal auf den Bahnhöfen kaum sieht, ging die Zollrevision sehr prompt vonstatten. Die Sachen wurden kaum angesehen; ich hätte wohl einen Revolver mitschleppen dürfen. Auch die Bücher passierten fast ungesehen. Übrigens haben die langen Grandson-Cigarren gute Abnahme

1
Zur doppelten Datierung: Vor der Oktoberrevolution folgte die Zeitrechnung in Russland dem Julianischen Kalender, der dreizehn Tage von dem in Mitteleuropa gültigen Gregorianischen Kalender abweicht. Gysin datierte seine Briefe immer nach beiden Kalendern, erst nach dem Julianischen, dann nach dem Gregorianischen.

2
Rudolf Bernoulli kannte Alfred Gysin aus der Abstinenzbewegung, vgl. den Beitrag von Oliver Sterchi in diesem Band.

3
Damalige Grenzstation zwischen dem Deutschen und dem Russischen Reich, an der Bahnlinie Berlin–Warschau am Flüsschen Tonschina (poln. Tąszyna) gelegen.

.

und grinsende Zähne gefunden, abgesehen von den Kopeken, welche auch nicht verachtet werden. Gegen Warschau, wo ich morgens 8 Uhr ankam, heiterte sich der Himmel prächtig auf. Wie in der Mark Brandenburg etc. sieht man hier Windmühlen von allen Altersstufen mit gewöhnlich vier Flügeln. Nur einmal sah ich zwei Flügel und einmal sechs Flügel. Stehen sie gerade noch auf dem Horizont, so bieten sie den seltsamen Anblick eines sich fortbewegenden Kreuzes, wenn man ein bisschen seine Phantasie zu Hülfe nimmt. Die Felder in Polen (also Äcker und Wiesen) sind alle in schmale Streifen bis herunter zu vier Schritt Breite, eingeteilt durch leichte Furchen; zu welchem Zweck, konnte ich noch nicht erfahren. Der Boden scheint aber besser, viel besser zu sein als unser Lehm auf der Bünte.[4]

Bis Warschau ist das Gelände vollkommen eben. Bäume sieht man nur in der Nähe der Häuser, ganz selten einige Weiden, zu beiden Seiten der Bahnlinie etwa ganz kleine Stücklein Birkenhaine. Der Bahnhofplatz in Warschau setzte mich in Erstaunen: ein ziemlich kleiner Platz, ganz grob gepflästert, viel gröber als die steilen Strassen und Gässchen in Fribourg und Lausanne, dazu elend dreckig. Ganz entsprechend sind die kleinen, leicht gebauten Kutschen, von denen herab ein Kutscher in schmutzigem blauen zerrissenen Kaput mit einem Messingschild als Nummer am Nacken und einem schläfrigen Gesicht auf ein einst schön gewesenes, schlankes Pferd mit einer Unbarmherzigkeit einhaut, dass man die armen Tiere nicht beneiden möchte und ihr Los, den ganzen Tag auf meist ausserordentlich schlechtem Pflaster Hufe und Knochen kaputt zu traben. … In diesen Kutschen fährt nun alles was, zwei Beine und nicht eigenes Fuhrwerk hat; herab vom Hohen Offizier, mit oder ohne Gemahlin, bis hinunter zu den zerlumptesten Polen oder Trödlerjuden der mehr oder weniger dubiosen Viertel der grossen Stadt (sie zählt dato etwa 1 Million Einwohner) Warschawa.

Sofort nahm mich einer der Herren Kutscher in Beschlag und führte mich nach den Angaben eines Dolmetschers zuerst in eine falsche Strasse, bis wir

4
Vermutlich Anspielung auf die ‹Bünte› in der Gemeinde Nusshof (Bezirk Sissach, BL), eine grosse Wiese mit Obstbäumen, am östlichen Dorfrand gelegen.

zuletzt an den richtigen Ort kamen. Da mich der Kutscher natürlich als Fremden erkannte, verlangte er mir frech «dwa Rubla» (zwei Rubel), was ich ihm natürlich zahlte und ihm noch eine lange Grandson oder zwei dazu gab. Ein anderes Mal zahle ich nicht mehr so viel für vier Minuten Fahrt. Lehrgeld!!! Ein Soldat, der im Hofe spazierte mit geschultertem Bajonett, konnte mir natürlich das Haus des Herrn Meyer nicht zeigen. Erst nachher habe ich vernommen, dass diese Soldaten die Polizei verstärken müssen.[5] Nach langem Warten und nach mehrmaligem Telephonieren hin und her wurde mir ein Verwandter der Familie Toeplitz und der Bruder der Frau Toeplitz, Herr Hertz, stud. mech. in Zürich (3. Semester) vorgestellt. Mit Herrn Hertz ging ich per beschriebene Droschke in dessen Vaterhaus; sein Vater ist Dr. med. und scheint eine ordentlich grosse Praxis zu haben. Ich wurde sehr freundlich aufgenommen und gut regaliert.

Verwandte kamen und gingen im Hause ein und aus, solange ich dort war. Frl. Hertz, die in Berlin in Chemie doktoriert hat, versah mich gleich, damit ich mich nicht langweile, mit einem Physikbuch. Mit Herrn Hertz jun. und meinem Zögling Jan [Toeplitz], genannt Janek, fuhr ich in der Stadt herum, meistens per Droschke. Janek ist ein sehr aufgeweckter Junge und sehr lebhaft, wie ich sofort sah; aber recht gutmütig und freundschaftlich und natürlich. Er spricht ganz ordentlich Deutsch, leider nur zu schnell und undeutlich, viel weniger gut Französisch.

In den Strassen stiessen wir, besonders gegen Abend, überall auf Militär in allen möglichen Uniformen. Da und dort erschien wieder eine Abteilung von zwei, sechs, zehn bis zwanzig Mann; kleinere Abteilungen gewöhnlich recht unordentlich zu zwei Mann, oft auch «zu einem mir nach» auf beiden Seiten der Strasse, immer das Gewehr geschultert mit aufgepflanztem Bajonett. Der Wachtaufzug mit Musikbegleitung; Abmarschieren nach allen Richtungen der Stadt; Ablösung der Hauptwache hat mich sehr interessiert. Die Musik ist gut; eine Hauptrolle spielt die grosse Trommel. Weniger gut schlagen die

5
Anspielung auf die erhöhte Militärpräsenz in Warschau nach der ersten Russischen Revolution von 1905/06.

.

ordinären Tambouren. Sehr drollig sehen die Soldaten aus, wenn sie (besonders die kleinen Knöpfe mit Mongolenköpfen) mit dem Gewehr auf der linken Schulter und einer Teekanne oder einem Säcklein oder Paket in der rechten Hand oder auf der Schulter, dazu wohl auch den gelbgrünen Kaput en bandoulière umgehängt, in kleinen Trupps durch die Strassen ziehen. … So wenig eben das Heer geachtet ist von den Leuten, so wenig haben diese Soldaten auf sich selber. Sie werden, wie auch die Offiziere, von den Einwohnern ziemlich ignoriert. Überhaupt sollen die Soldaten dato ordentlich deprimiert sein nach den neuesten Vorkommnissen, besonders nach dem grossen Jagen von Siedlice,[6] wo die Soldateska alle Sympathie der Russen verloren hat. Die Leibgarden, die schönsten, strammsten Soldaten, die ich je gesehen habe, sollen sich dort besonders gut geschlagen (!?) haben. Heute wurde ein hoher Militär beerdigt, der vorgestern erschossen worden ist. Jeden Tag wird in Warschau in irgendeinem Teil geschossen, was man natürlich erst am Abend vernimmt. Bulletins und Zeitungen werden einem auf der Strasse angeboten, selbst wenn sie verboten sind. Die Buben Warschaus machen sich eben nichts draus. Dem Postwagen folgen vier Berittene, den Depeschenträger oder den Überbringer eines Säckleins Geld begleitet ein Bajonett.

Am Abend gingen wir in die Operette: «Pariser Leben» von Offenbach.

– Sonntag[7] –

Samstag auf Sonntag übernachtete ich im Hotel Viktoria. Bis 12 Uhr habe ich mich noch mit dem Portier, einem Warschauer, unterhalten, der mir allerhand Aufschluss gegeben hat in gutem Deutsch: Erst kürzlich sei ein Edelmann vom Lande, der Geld in die Stadt bringen wollte, auf der Strasse (in der Stadt Warschau) von Soldaten

6
Anspielung auf ein Pogrom in der polnischen Stadt Siedlce (ca. 90 km östlich von Warschau) Anfang September 1906, bei dem russische Einheiten unter dem Vorwand des Kampfes gegen revolutionäre Banden das Feuer auf Häuser jüdischer Einwohner eröffneten. Bei der Militäraktion wurden mindestens 26 Juden getötet, über hundert Menschen verletzt, über tausend Personen festgenommen und zahlreiche jüdische Geschäfte zerstört.

7
Bei in dieser Form eingeschobenen und teilweise gesondert datierten Beiträgen handelt es sich um Abschriften aus Alfred Gysins Tagebuch, die er in seine Briefe übernommen hat.

angehalten und revidiert worden. Das Geld hätten sie ihm kurzweg abgenommen und ihn laufen lassen. Alle Macht liegt zurzeit in ihren Händen; wie lange?! Die Einwohner haben sich nun bald eineinhalb Jahre an solche Zustände gewöhnt. Bei jedem öffentlichen Gebäude, vor grösseren Geschäften, vor Fabriken: überall Posten. Das Gitter des Parks des Generalgouverneurs ist bewacht; nicht einmal hineinsehen darf man. Am Gitter sind von fünfzig zu fünfzig Schritt Blechdächlein angebracht; er kann also ruhig schlafen, einstweilen. Im Observatorium fanden wir niemanden, der uns das Gebäude zeigen konnte; nur die Chronometer-Uhr geht noch. Die Universität ist bis auf Weiteres geschlossen, das Polytechnikum soviel ich weiss auch. Heute sind die Treppen vor den Kirchen besonders stark besetzt von Bettlern in jedem Aufzug und von jedem Alter und Geschlecht. Auch sonst in den Strassen findet man sie überall. Die Juden tragen hier noch ihre alte Tracht, lange schwarze Mäntel bis fast an den Boden; die jüngeren unter ihnen, die noch keinen Schnauz vermögen, begnügen sich mit einem mehr oder weniger flaumartigen Backenbart. Die minderen Verkaufsläden, besonders in den armen Judenquartieren, sehen recht erbärmlich aus, schmutzig, fettig, zerlumpt.[8]

Heute kam Frau Toeplitz mit ihren beiden Mädchen: Alina genannt Mücke (oder Fliege), neunjährig, und Barbara genannt Bacha (sechsjährig), letztere ein herziges Kind. Das Erstere spricht gut Deutsch, das Letztere hübsch Französisch. Das Zitherspiel gefiel ihnen sehr gut. Ich bin schon ganz Freund mit den beiden Kindern. Am Nachmittag fuhren wir per Bahn aufs Land zu Toeplitz' Verwandten, welche uns mit der Kutsche am Bahnhöfchen abholen liessen. Ein mächtiges Gut mit zwei grossen Villen, Pferden, Pony, Jagdhunden und Esel und Tennisplatz etc. zieren zwei sehr hübsche Töchter von zwanzig und weniger Jahren. Die ganze Gesellschaft (sie hatten eben eine kleine Familiengedenkfeier) ist gut polnisch. Die Leute sind jedenfalls alle sehr gebildet, sprechen alle meist sehr

8
Gysin verwendet hier unreflektiert Stereotype vom vermeintlich dreckigen und rückständigen Ostjuden, die in der damaligen Zeit auch in der Schweiz weit verbreitet waren. Gysin war aber, allem Anschein nach, kein überzeugter Antisemit, schliesslich hatte sein zukünftiger Arbeitgeber, Zygmunt Toeplitz, jüdische Wurzeln.

gut Deutsch und auch Französisch. Von Steifheit keine Spur, alles ist sehr familiär. Herr Toeplitz ist ursprünglich Jude, wie ich aus dem Familienbuch sah, das mir sein Bruder zeigte. … Die Familie der Frau und die ganze Verwandtschaft ist gut polnisch.

– Montag – Dienstag – Mittwoch –

Um 10 Uhr erst aufgestanden. Dann gingen wir zurück nach Warschau. Ich sah mir noch ein wenig die Stadt an. Um drei Uhr fuhren wir fort, direkt nach Jekaterinoslaw, also nicht über Kiew–Charkow. Der [Eisenbahn-]Wagen fährt direkt von Warschau nach Baku. Wir konnten darin sitzen bleiben bis am Mittwochmorgen über Jekaterinoslaw hinaus. Ich hatte sehr nette Reisebegleitung: Ein älterer Kaufmann mit rechtem Santi-Chlausenbart, wie man sie hier viel sieht, aus Baku, der leider nur Polnisch und Russisch versteht, mich aber doch eingeladen hat, einmal zu ihm zu kommen. Als Dolmetscher diente ein junger Stud. jur. aus Jekaterinoslaw, der gut Deutsch, und ein Don-Kosaken-Sappeur-Ob.Lieutenant a. D. von etwa 33 Jahren, der ordentlich Französisch spricht. Von Zeit zu Zeit kam auch ein polnischer Pfarrer, ein grosser schöner Mann, zu uns ins Coupé. Er erzählte mir, wie er Französisch gelernt habe. Der Herr aus Baku nötigte mich, von seinem kalten Geflügel – aus der Faust natürlich – zu essen, bis ich fast barst. Dafür habe ich dem Herren Zither gespielt und Schweizerliedchen gesungen und gejödelet, so gut es ging.

In einem solchen Coupé zweiter Klasse in solcher Gesellschaft denkt man gar nicht daran, dass man im Zuge sitzt. Zum Hinausschauen nimmt man sich auch keine Zeit; denn wohin man sieht: nichts als weite weite Äcker und Felder, ganz ebenes Land, von Zeit zu Zeit wieder ein Bahnhof auf offenem Feld, mit hübschen Gartenzäunen und Backsteingebäuden. Auch fehlt an keinem Bahnhof ein Karren mit einem Fass Trinkwasser. Dörfer passiert man wunderselten. Erst von Jekaterinoslaw an gestaltet sich der Boden etwas anders. Hier fangen die Steppen an, welche ganz sanfte Hügel aufweisen, ziemlich trocken sind (Sandboden). Da und dort sieht man ganz bescheidene Runsen

[Wasserrinnen] und winzige Tälchen, welche das Wasser ausgefressen hat. Dann und wann sieht man eine Herde Steppenvieh mit langen Hörnern und ziemlich mager, auch Pferdeherden, langgeschwänzte, ziemlich schlanke Tiere. Einzelnen sind die Vorderfüsse sehr eng zusammengebunden bis auf einen Dezimeter, sodass sie ganz drollig von einem mageren Bissen Gras zum anderen zu hüpfen genötigt sind. Die Barrieren auf offenem Felde sind gut unterhalten, die 100-Meter-Pfähle sind hübsch eingerahmt mit roten und weissen oder schwarzen und weissen Steinen, welche von einem Kistchen zusammengehalten werden. Die Bahnhöfe sind sehr geräumig, wie überhaupt zum Beispiel die Dorfplätze [und] Strassen. An mehreren Bahnhöfen sah ich Soldaten, welche sich in einem Viehwagen stehend oder hockend langweilten. Hier dürfen sie nicht einmal dritte Klasse fahren, trotzdem man noch eine vierte Klasse besitzt. Sie kauen an einem Stück Brot, geniessen auch wohl ein wenig Tee aus einem emailenen Schüsselchen mit Henkel oder fressen (sic) ein Stück Arbus = Wassermelone.

Die Bahnhöfe sind hier dem Publikum sehr zugänglich; von einem Verbot, die Gleise zu überschreiten, bemerkt man hier gar nichts. Kinder schlüpfen unter dem zur Abfahrt bereitstehenden Zug durch, Zeitungsverkäufer-Buben springen auf und ab. Hunde finden an den grösseren Bahnhöfen Speisereste aller Art. (Die Pissoirs etc. werden ungeniert auch auf allen Stationen benutzt, dass es einem grüseln möchte.) Das Beste, das ich auf der Reise gegessen habe, war eine ganz ausgezeichnete Kohlsuppe (Borschtsch!), welche jedem Chef de cuisine die grösste Ehre machen würde. Wein, geschweige Bier, sieht man in den Bahnhofsrestaurants kaum trinken, meistens Tee in Gläsern zu zehn Kopeken.

Auf der letzten Umsteigestation vor Perejesdnaja mussten wir am Mittwoch ganze sechs Stunden warten auf den Zug, da hier der Passagierverkehr ordentlich klein ist. Einem Russen mit dem reinsten Judenkopf (und prachtvollen Zähnen, mit denen er die Haselnüsse aufbiss), wie man sie beim Hagenbeck sah,[9] nahm

9
Anspielung auf ‹Völkerschauen› in zoologischen Gärten, die Ende des 19./Anfang des 20. Jahrhunderts in vielen Städten im deutschsprachigen Raum (so auch in Hamburg und Basel) organisiert wurden. An dieser Formulierung wird auch deutlich, dass Gysins Weltbild nicht frei war von zeitgenössischen antisemitischen Klischees.

ich eine Handvoll Haselnüsse ab gegen einen gewöhnlichen Flora-Stumpen BC. Lange Grandson hatte ich nur noch wenige; die anderen hatten mir die Herren Kondukteure geraucht, bei denen ich gegen Polnisch und Russisch (das ich zum grössten Teil wieder vergessen habe) Deutsch und Franzuski [Französisch] erteilte. Ja, eine solche lange Grandson ist ein Leckerbissen nach den ewigen Zigaretten, deren Kartonhülsen an den Bahnhöfen nur so herumliegen, wie Haselnussschalen und die Schalen der Sonnenblumenkerne, welche hier viel gegessen werden. Ich werde mir auch erlauben, immer eine Tasche voll solcher Kerne bei mir zu haben; erstens um etwa die Langeweile zu vertreiben, zweitens weil sie sehr gut sind und den Haselnüssen ziemlich nahekommen.

Perejesdnaja oder eigentlich Tschetscherota [Tretja Rota], wie das weitläufige Dorf heisst, kündigt sich von Weitem an durch grosse Kalkfelsen, von denen grosse Hügel blossgelegt sind und die von Weitem ganz wie Schneefelder aussehen. Herr Toeplitz holte uns, wie gesagt, ab mit der Kutsche. Zuerst nahmen wir einen Tee; dann legte ich meine Sachen zurecht in meinem hübschen, sehr hohen und gut ventilierten zentralgeheizten Zimmer der Villa, die hübsch gelegen ist an einem der Kalkhügel. Der Wind wehte schon sehr kalt und ausserordentlich heftig. Nach dem Abendessen ging ich bald zu Bette. Eins hat mir gefallen: das sind die einfachen Betten. Statt eines dicken Federbettes mit Leintuch und wolligen Decken hat man hier, wie in Polen, nur eine dicke wollene Decke, über welche man ein weisses Leintuch knöpft. Bis jetzt sah ich nur eiserne niedrige Bettgestelle.

– Donnerstag –

Ich schlief bis zehn Uhr, dann ging ich mit den beiden Mädchen ein wenig spazieren per Kutsche. Meine Herrschaften hausen eben «reich», sind aber ja nicht stolz, sondern mit ihren Dienstboten sehr nett. Der Lakai oder Hausdiener (ohne Uniform und mit einem Schnauz) namens Iwan hat mir den Vorschlag gemacht, mich gegen Französisch Russisch zu lehren. Alle anderen Dienste: zwei Mägde, der alte Kutscher

und der alte Gärtner, beide flotte, bärtige Kerls, sind Polen. Am Nachmittag sind wir noch einmal ausgefahren über den Markt mit Rössliritti.

Das Essen ist sehr gut und reichlich; nur wünscht man hier nicht guten Appetit vor dem Essen, sondern «gesegnete Mahlzeit» nach dem Essen mit einem «Küss die Hand! Gnädige Frau», welche man, wenigstens die Kinder und jungen Leute, dem Hausherrn und der Hausfrau zollt. Dazu bringt man mich nun doch nicht; zweitens lässt sich die Frau Toeplitz nicht «gnädige Frau» sagen (ich sage ihr «Madame»), und den Herrn Direktor der Solvay-Fabrik mit 800 oder mehr Arbeitern brauche ich nach ihrer Weisung einfach mit «Herrn Toeplitz» anzureden. Herr Toeplitz ist studierter Chemiker und hat eine ordentliche Bibliothek, zum grossen Teil polnisch, aber auch deutsch, französisch und russisch.

Die Leute sind wirklich charmant. Die Frau gibt sich jedenfalls mehr mit den Kindern ab, als manche andere Dame ihres Standes und Geldsäckels. Wie mir scheint, ist sie akademisch gebildet. In den Fabrikschulen, welche Herr Toeplitz eingerichtet hat (380 Kinder in neun Klassen zu fünf Kursen) nach neuesten hygienischen Anforderungen, gibt sie Zeichenunterricht. Die Fabrik mit den Arbeiterhäusern rings um die Station Perejesdnaja herum bildet ein Ganzes ohne eigentlichen Namen und hat mit dem Dorfe Tretja Rota am Donez eigentlich nichts zu tun. Die Fabrik selber ist nach aussen, ausgenommen gegen die Bahnlinie hin, abgeschlossen und hat ihren eigenen Sicherheitswächter und eigenes quasi Polizeibureau. Ein grosser Consumladen bietet den Fabrikarbeitern alles Wünschens- und Kaufwerte. Die Arbeiter sollen recht zufrieden sein, sodass man hier zuletzt einen Aufstand gewärtigen muss. Der Fabrikarzt ist ein in Russland aufgewachsener und dort studierter Schweizer, Métraux (aus Lausanne, glaube ich); die Fabrikärztin ist eine Russin, die in Lausanne studiert hat; der Assistenzarzt versteht sich etwas auf die spezielle Zahnkunde. Der Apotheke steht eine schwarzäugige Russin oder Polin vor.